

9. Positionalitäten: Reflexionen zur (Verdrängungs-) Forschung als sozialem Prozess

Miriam Meuth und Christian Reutlinger

Sozialforscher*innen sind in den seltensten Fällen neutrale Wesen, die soziale Zusammenhänge von außen betrachten und studieren können, ohne Einfluss auf diese Zusammenhänge zu nehmen und ohne dass das Beobachtete etwas mit ihnen machen würde. Vielmehr sind Sozialforscher*innen – oft für eine gewisse Zeit einer Projektphase – vor Ort präsent, indem sie bestimmte Menschen, ihre Handlungen, Aussagen, Interaktionen u.v.a.m. beobachten, aufnehmen, festhalten, rekonstruieren. Auch wenn sie es nicht direkt tun, verändern sie mit ihren Interaktionen und ihrer körperlichen Anwesenheit (temporär) bestimmte Zusammenhänge. Neben der physischen Ordnung, welche Forscher*innen durch ihre Präsenz verändern, geschieht auch etwas auf nicht sofort sichtbarer, nicht-physischer Ebene: Forscher*innen bringen zum Beispiel immer auch eigene Standpunkte über den Gegenstand oder die Situation, die sie erforschen, ein. Vielfach tun sie dies nicht offen und transparent, sondern behalten – ob bewusst oder unbewusst – ihre Position für sich.

Neben den eigenen Perspektiven und der eigenen Standortgebundenheit spielen im Forschungsprozess zudem auch die Erwartungen der Forschungssubjekte an uns als Forscher*innen eine Rolle. Die Interviewten formulierten Erwartungen, etwa dass unsere Forschung einen direkten Nutzen für sie oder zumindest generell für das Thema Verdrängung von Mieter*innen haben möge. Diese Adressierung und die formulierten Hoffnungen wiederum bedingen das soziale Gefüge des Forschungsprozesses.

Die wissenschaftliche Vernachlässigung von Verdrängung im Zuge der Gentrifizierungsforschung wird in der Literatur auf verschiedene Ursachen zurückgeführt (siehe ausführlich Kapitel 2.1). Zum einen werden konzeptionelle und theoretische sowie methodische Gründe angeführt (Helbrecht 2016b: 13; Holm 2013: 59; Easton et al. 2019; Lees et al. 2010). Zum anderen werden explizit die gerade kurz skizzierte *Positionalität* von Wissenschaftler*innen und deren Nähe zu den Gentrifiern anstelle zu den Verdrängten sowie die damit einhergehenden blinden Flecken als Ursachen benannt. So besteht die These der bildungsbürgerlichen Ferne von Forscher*innen

zu den »Verlierer_innen der Gentrification« (Holm 2013: 59; Allen 2008). Anderorts ist in eine ähnliche Richtung argumentierend von der Stadtforschung als einem »einäugige[n] Zyklop« und von der »immensen intellektuellen Einseitigkeit« die Rede (Helbrecht 2016b: 11). Allen (2008b) argumentiert genau in diese Stoßrichtung, wenn er auf Slaters (2006) Positionierung, dass die kritische Perspektive in der Gentrifizierungsforschung vertrieben werde, Bezug nimmt. Allen (2008b: 180) plädiert vor diesem Hintergrund aus erkenntnistheoretischen Gründen dafür, dass auch »marginalized voices of people« und deren Erfahrungen der negativen Folgen von Gentrifizierung respektive von Verdrängung zur Kenntnis genommen werden müssten. Für Allen (2008a: 180) fehlt oftmals in der Gentrifizierungsforschung eine »referential reflexivity«, mit der auch die fehlende Fähigkeit einhergehe, über die ontologische Rolle der eigenen Positionalität zu reflektieren.

Neben diesen Gedanken zur Positionalität aus der Literatur ist für uns im Forschungsprozess des Projektes WOHSOG dieses Thema immer wieder sehr präsent geworden, sicher nicht zuletzt aufgrund des Charakters des von uns fokussierten Forschungsgegenstandes. In den bisherigen Kapiteln des Buches wurde sowohl unter Rückgriff auf den Forschungsstand als auch mit Bezug auf unsere empirischen Erkenntnisse immer wieder implizit oder auch explizit deutlich, dass Verdrängungsforschung ein »gesellschaftlich vermittelter, d.h. [...] ein in Herrschaftsverhältnisse eingebundener und in spezifische Interessens- und Konfliktkonstellationen verstrickter sozialer Prozess« (Anhorn/Stehr 2012: 57) ist. Es handelt sich insofern um ein normativ aufgeladenes Forschungsfeld (Eckardt 2018: VII). Freilich gelten diese Argumente auch für andere Forschungsfelder; gleichwohl sind sie für uns in diesem Zusammenhang – im Vergleich zu unseren sonstigen Projekten – geradezu plakativ zutage getreten. Dies sicherlich aufgrund des politischen Gehaltes des Themenfeldes. So gilt, dass »[...] Gentrification [...] gewiss kein reibungsloser, konfliktloser Prozess [ist], den man quasi einfach nur wissenschaftlich distanziert beobachten könnte« (Helbrecht 2016b: 11). Gerade vor diesem Hintergrund scheint uns das Bewusstsein der Positionalität unserer selbst als Forscher*innen als eine wesentliche Aufgabe der Selbstreflexion.

Diese unterschiedlichen Gedanken zur Rolle von Positionalität in der Gentrifizierungs- respektive Verdrängungsforschung sowie unsere Erfahrungen im Forschungsprozess nehmen wir zum Anstoß und Anlass für dieses Kapitel. Darin argumentieren wir dahingehend, dass wir eine reflexive Haltung unter anderem hinsichtlich des Bewusstseins für die eigene Positionalität und die Standort- oder Standortgebundenheit im machtvollen Forschungsprozess für die Verdrängungsforschung als sehr wichtig erachten.

Positionalitäten verstehen wir im Weiteren als die Bedingungen der eigenen Position, des eigenen Blicks auf den Gegenstand (Vogelpohl 2018: 154). Mit dem Plural markieren wir, dass diese nicht durch eine fixe Position, sondern vielmehr

durch sich im Forschungsprozess durchaus auch wandelnde Positionalitäten gekennzeichnet sind. Daraus resultiert ein prozesshaftes Verständnis von Positionalität (Faist 2012: 18).

Zunächst geht es um methodisch-methodologische Überlegungen zu (Selbst-) Reflexivität und Perspektivität im Kontext einer reflexiven Grounded Theory (Breuer 2010) (Kapitel 9.1). Gewinnbringend ist ein solcher Zugang insofern, als sowohl forschungspraktische Vorgehensweisen, sich der eigenen Positionalität bewusst zu werden, angeführt werden, also auch diese methodologisch hergeleitet und verankert dargestellt werden können. Auch diesbezüglich erachten wir die Grounded Theory als einen Forschungsstil, der sich für die Verdrängungsforschung als sehr gegenstandsangemessen erweist (neben anderen Punkten, wie zum Beispiel, dass mit diesem Stil der Prozessualität von Verdrängung Rechnung getragen werden kann; siehe ausführlich Kapitel 3.3). Dann explizieren und diskutieren wir in einem nächsten Schritt entlang thematischer Punkte unsere Positionalitäten als Forscher*innen (Kapitel 9.2) und legen dar, welche Erkenntnisse zum Gegenstand selbst man durch eine solche Reflexion generieren kann. Damit begeben wir uns in einen Prozess des »Erkennen[s] der Bedingungen der Erkenntnis« (Bourdieu 1987 [1980]: 7).

9.1 Methodisch-methodologische Überlegungen zu Positionalitäten einer reflexiven Grounded Theory

Breuer (2010) misst genau diesem selbstreflexiven Vorgehen und dem Schritt, die eigenen Positionalitäten zu explizieren, im Kontext seiner Konzeption einer *reflexiven Grounded Theory* einen zentralen Stellenwert bei; er spricht vom »selbstbezügliche[n] Charakter des Erkenntnisprozesses« (ebd.: 40) und dem methodologischen Postulat der Rolle von (Selbst-)Reflexivität (ebd.: 118). Dahinter verbirgt sich eine Vorstellung sozialwissenschaftlicher Forschung, die »nicht durch eine universale monolithische Methodologie, [...] sondern durch eine Vielfalt von Erkenntnisvarianten« (ebd.: 40) gekennzeichnet sei. Für Breuer sind diese bedingt durch die Prägung der Wissenschaftler*innen, aber auch durch »kulturelle und instrumentelle Denk- und Handlungsweisen« (ebd.). Insofern ist es konsequent, wenn er davon ausgeht, dass die Forscher*innen als Subjekte und Personen in der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisarbeit selbst vorkommen (ebd.: 115). Auch in der Wendung der Grounded Theory als Situationsanalyse, wie sie Clarke (2012) vornimmt, oder auch in der Weiterentwicklung durch Thornberg und Chramaz (2014) erhält die Reflexion der Rolle als Forscher*in explizit einen Stellenwert.

Aber auch in der erkenntnistheoretischen Verankerung der Grounded Theory im Sinne Strauss' und Corbins (1996) im *Pragmatismus* ist die Relevanz einer reflexiven Positionalität bereits (implizit) angelegt. Denn die Vorstellung, dass

Wahrheit im Handeln entstehe und im Forschungsprozess die Daten co-konstruiert werden, trägt dem in diesem Kapitel fokussierten Thema bereits Rechnung. Damit hängt dann auch die pragmatische Position zusammen, dass Theorien jeweils Interpretationen vor dem Hintergrund eines spezifischen Standpunktes darstellten (Strübing 2008: 38). Insofern ist eine Theorie »immer auch ein subjektiv geprägtes Produkt« (ebd.: 16), das interaktiv hergestellt wird.

Ausgehend von diesen erkenntnistheoretischen Annahmen – beziehungsweise einer »epistemologischen Perspektivität« (Breuer 2010: 120) einer (weiterentwickelten) Grounded Theory – ist eine »selbstreflexive Herangehensweise« Breuer (ebd.: 115) zufolge unerlässlich und kann als ein »methodologisches Postulat« (ebd.) verstanden werden. Damit wird dem Sachverhalt Rechnung getragen, dass wissenschaftliche Erkenntnis an »Voraussetzungen und Bedingungen auf Seiten des erkennenden Subjektes« (ebd.: 116) geknüpft ist.

Eine Explikation der Perspektivitäten der Forscher*innen ist vor dem Hintergrund dieser methodologischen Annahmen also nicht als eine Darstellung des persönlichen Innenlebens, nicht als ein idiosynkratischer Prozesse (ebd.: 119) zu verstehen. Vielmehr ist für ein solches reflexives Vorgehen immer der »epistemologische Nutzen« (ebd.: 115) handlungsleitend; zudem muss dieses Vorgehen stets auf das Verhältnis zum beforschten Gegenstand (ebd.: 123) Bezug nehmen.

Anzuerkennen, dass die Positionalitäten der Forscher*in eine zentrale Bedingung des Erkennens darstellen, bedeutet ebenso wenig eine interpretative Beliebigkeit. Denn hier greifen methodisch formulierte und systematische Vorgehensweisen in der Erhebung und Datenanalyse, der Reflexion über die Positionalitäten der Forscher*innen sowie die Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Das mache dann auch den Unterschied aus zwischen »subjektiver Interpretation von Phänomenen und Geschehnissen einerseits und der sozialwissenschaftlichen Variante der Verstehensmethodik« (ebd.: 51) andererseits.

Zusammenfassend lässt sich vor dem Hintergrund der methodologischen Prämissen einer reflexiven Grounded Theory festhalten: Persönliche Charakteristika, kulturelle, biografische Prägungen und damit einhergehende Haltungen, Handlungen und Erleben, aber auch wissenschaftliche Annahmen und Haltungen zum Gegenstand, theoretisches Vorwissen, der eigene Arbeitsstil oder auch die Fokussierungen im Forschungsprozess durch die Forschungsfragestellung – all das sind Faktoren, die den Blick auf den Untersuchungsgegenstand sowie den gesamten Erhebungs- und Forschungsprozess mit bedingen. Aus dieser Verfasstheit der Perspektiven resultieren nicht nur blinde Flecken, sondern auch »gegenstandsbezogene Vorverständnisse« (Breuer 2010: 117), die es aus unserer Sicht wert sind, reflektiert und expliziert zu werden.

9.2 Diskussion thematischer Reflexionen unserer Positionalitäten

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen zu einer *epistemologischen Positionalität* werden nun mittels methodischer Verfahren die eigenen Rollen und Perspektiven von uns als Forscher*innen im Projekt WOHN-SOG analysiert und herausgestellt, und zwar entlang vier beispielhaft ausgewählter thematischer Aspekte: (1) disziplinäre Positionalität und Präkonzepte, (2) forschungspraktische und forschungsethische Aspekte fordern die professionelle Positionalität der Forscher*innen, (3) (Ohn-)Mächtigkeit der Forscher*innen im Untersuchungsfeld sowie (4) die Reflexivität der Emotionen und parteiliche Positionalität.¹

Inspiriert ist die folgende Reflexion der Positionalitäten durch einen Blick auf irritierende und störende Momente, sowohl was das Forschungsfeld als auch die Forscher*innen betrifft, sowie durch Verfahren, die zur Selbstreflexivität im Forschungsprozess anregen: *Schriftliche Dokumentationen* – im Projekt sind das neben theoretischen, empirischen, methodischen Memos, die im Verlauf des Forschungsprozesses immer wieder angefertigt wurden, ausführliche Postskripte zu den Interviews sowie die Dokumentation der Beobachtungen mit Blick auf die Rolle und Gefühle der Forscher*innen selbst. Ein weiteres Verfahren stellt die *Selbstkonfrontation* in der Retrospektive dar: zum Beispiel der Blick auf einen schwierigen Zugang zum Feld und die Gründe dafür oder auch die Konfrontation mit dem eigenen Forschungsdesign und den daraus resultierenden ethischen Fragen. Insgesamt stellt ein *kollegialer Austausch* eine wichtige Erkenntnisquelle in der Explikation von Positionalität und Selbstreflexion dar (ausführlich Breuer 2010: 123–139). Die im Weiteren offengelegten Reflexionen sowie die Positionalitäten von uns als Forscher*innen samt »personalen Resonanzen« (ebd.: 127) stellen nur eine Auswahl diverser im Forschungsprozess von uns thematisierter und reflektierter Momente dar.

(1) Disziplinäre Positionalität und Präkonzepte

Bereits mit dem Titel unseres Forschungsprojektes – der Benennung eines *Wohnungsverlustes* – positionieren wir uns als Forscher*innen mit spezifischen Präkonzepten sowie disziplinär bedingten Erkenntnisinteressen. Das von uns fokussierte Feld des groß angelegten »Entmietens« im Rahmen von Totalsanierungen und Ersatzneubauten seitens der profitorientierten Investor*innen könnte auch ganz anders thematisiert und fokussiert werden; zum Beispiel nicht als ein Problem, mit dem der Wohnungsverlust vieler Menschen benannt wird, sondern als bauliche Aufwertungen oder auch als lukrative Finanzanlagen. Außerdem markieren wir, dass diese »Entmietungsprozesse« diskursiv durch das Credo der

¹ Dieses Unterkapitel im Besonderen wie auch das gesamte Kapitel 9 basieren auf vorherigen Arbeiten (Meuth 2018, Kapitel 5.4) und denken diese weiter.

Verdichtung nach innen gerahmt sind und richten den Fokus des Forschungsprojektes auf die *soziale Seite* dieser immobilienwirtschaftlichen sowie städte- und raumplanerischen Aktivitäten rund um Verdichtung und Aufwertung. Das Interesse gilt zudem explizit dem Erleben der betroffenen Menschen, sprich den Mieter*innen, denen im Zuge der baulichen Aufwertungen gekündigt wurde, und nicht etwa einer Managementlogik, die ›Entmietung‹ aus einer finanziellen und dienstleistungsbezogenen Sichtweise zu optimieren versucht.

Diese Interessen und Fokussierungen sowie die damit einhergehenden Problematisierungen sind durch die disziplinären Zusammenhänge (Architektur, Soziologie, Sozialgeografie, Erziehungswissenschaft, Soziale Arbeit) der Projektmitglieder sowie die organisationale Verankerung der Forscher*innen im Fachbereich Soziale Arbeit bedingt. Insofern ist es naheliegend, dass die generierten Erkenntnisse als Grundlage der gesellschaftspolitischen Kritik dieser Praktiken um Aufwertung und Verdrängung dienen und nicht etwa als Ausgangspunkt für Empfehlungen zum optimierten ›Entmietungsmanagement‹ in der Immobilienwirtschaft.

Neben dieser grundsätzlichen Positionierung zum erforschten Gegenstand, aber auch der normativen Frage, wie und wem die gewonnenen Erkenntnisse dienen sollten, erwiesen sich die im Projekt vertretenen *interdisziplinären Perspektiven* als sehr fruchtbar; dies deshalb, weil mögliche Fokussierungen und einseitige Sichtweisen im Forschungsprozess immer wieder thematisiert und expliziert sowie erweitert wurden. Den damit einhergehenden Aushandlungsprozessen, die teilweise anstrengend und zeitraubend waren, räumten wir im Projekt deshalb Zeit ein, und zwar im Sinne eines bewussten Umgangs mit der jeweiligen disziplinären Positionalität.

(2) Forschungspraktische und forschungsethische Fragen fordern die Positionalität der Forscher*innen

Im gesamten Forschungsprozess zeigte sich immer wieder mit Blick auf die *Positionalität der Forscher*innen* eine Ambivalenz, die sich daraus ergab, dass wir Mieter*innen interviewten, die kurz vor dem erzwungenen Auszug standen beziehungsweise diesen kurz zuvor erlebt hatten. Die Entscheidung für einen solchen Zeitpunkt ist *forschungspraktisch* begründet, da so der Zugang zu den Mieter*innen über die drei ausgewählten Bau- beziehungsweise Sanierungsprojekte möglich war. Anderweitig wären wir aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht an die Adressen gekommen. Diese Herausforderung im Zugang zu von Verdrängung betroffenen Personen mag mitunter ein Grund für das bestehende Forschungsdesiderat sein. Diesem forschungspraktischen Argument, das zugleich ja auch ein empirisch-theoretisches ist, wenn es darum geht, Erkenntnisse zu solchen Verdrängungsprozessen zu generieren, steht eine *forschungsethische* Abwägung gegenüber: In einer derart von Vulnerabilität geprägten Situation kann ein sol-

ches Projekt als störend, ja gar als ein Affront erlebt werden, das die persönlichen Probleme, zum Beispiel bei der Wohnungssuche, nicht im geringsten löst, mit der Gefahr, dass sich die im ›Entmietungsprozess‹ befindenden Personen funktionalisiert fühlen. Die Mieter*innen haben schlicht keine Zeit, keine emotionale Kapazität oder kein Interesse an einem Interview. Einige Betroffene äußerten im direkten Gespräch vor Ort, dass sie sich von den Interviews keinen persönlichen Nutzen versprechen. Der Zeitpunkt sei zu spät gewählt. Bewertet man diese Statements aus einer forschungsethischen Perspektive, dann wären wohl für einige Kontaktpersonen retrospektive Interviews – nach dem Abschluss des Umzugs – angemessener gewesen. Partizipative Forschungsansätze hätten hier die Positionierung und auch Teilhabe seitens der Forscher*innen stärker mit sich gebracht, als das in dem hier gewählten Forschungsdesign der Fall war.

Auch aus der Perspektive der Forscher*innen stellte sich immer wieder Unbehagen ein, wenn es darum ging, Interviewpartner*innen zu finden oder auch in die als privat konnotierten Räumlichkeiten der Wohnungen einzutreten, aber auch, wenn man aus der Sicht der Verdrängten mit der Frage nach dem Nutzen der eigenen Forschung konfrontiert wird.

Unsere Forschungserfahrung verdeutlicht zugleich, dass es auch Personen gibt, die sich gerade in ihrer prekären Wohnsituation durch ein solches Forschungsprojekt ernst genommen fühlen. Es bot sich ihnen die Möglichkeit, unter anderem ihrem Erleben, ihrem Ärger und ihren Sorgen Raum zu geben. Die soziale Situation des Interviews wurde insofern von einigen Interviewten auch genutzt, die persönliche Kritik an den Praktiken der Eigentümerschaft und der Verwaltung zu äußern. Im Zuge der Interviews drückten manche Gesprächspartner*innen ihre Hoffnung aus, dass durch ihre Teilnahme und ihren Beitrag zur Forschung ein öffentliches Bewusstsein geschaffen wird: ein Bewusstsein dafür, dass zukünftige Sanierungs- und Ersatzneubauten (im Zuge von Verdichtungsmaßnahmen) nicht mehr so ablaufen sollten, wie sie es erleben mussten. Vor diesem Hintergrund achteten wir als Forscher*innen im Interviewprozess bewusst darauf, auf auftretendes Unbehagen zu reagieren, um die außergewöhnliche Gesprächssituation auch sozial einzufangen, ohne jedoch in eine Rolle als sozialarbeiterische*r Berater*in zu kommen.

Die Frage, ob es während eines biografisch so einschneidenden Ereignisses wie der Wohnungskündigung überhaupt vertretbar ist, Menschen zusätzlich mit einem Forschungsanliegen zu behelligen, ist vor dem Hintergrund der Erfahrungen im Projekt nicht einfach zu beantworten, da es von den einzelnen Interviewten sehr unterschiedlich erlebt wurde.

(3) (Ohn-)Mächtigkeit der Forscher*innen im Untersuchungsfeld

Diese Fragen des forschungspraktischen Zugangs zu Personen mit Verdrängungserfahrung und die damit einhergehenden Ambivalenzen und forschungsethischen Herausforderungen verdeutlichen zudem, dass die Machtverhältnisse im Forschungsfeld sehr ungleich verteilt sind. Das wiederum fordert im Forschungsprozess immer wieder die *wissenschaftliche* wie auch die *politische* Positionalität der Forscher*innen heraus und erfordert einen bewussten Umgang mit der eigenen (Ohn-)Mächtigkeit.

Zunächst ist diesbezüglich die privilegierte und handlungsentlastende Position der Forscher*innen zu reflektieren, aus der heraus Wissen allzu leicht auch als Herrschaftswissen genutzt werden kann. Diesbezüglich ist die Reflexion über das in der qualitativen Sozialforschung formulierte *Strukturgleichheitsprinzip* zentral, mit dem davon ausgegangen wird, dass die Sichtweise der Forscher*innen sich nicht hinsichtlich der »epistemologischen Basischarakteristik« unterscheidet, sondern der »[...] Vorteil ergibt sich vielmehr aus dem Verfügen über spezifische methodische Erkenntnisverfahren sowie aus der größeren Handlungsentlastung und Muße zur Rekonstruktion, zur Kontrastierung, zur Gegenstands- und Selbst-Reflexion« (Breuer 2010: 122).

Außerdem ist zu reflektieren, dass wir nicht nur als Wissenschaftler*innen, sondern auch teils als Privatpersonen Gefahr laufen, (unbewusst) Teil der kritisierten Prozesse und Probleme zu sein (Eckardt 2018: 2). Ein solches Dilemma, das uns als Forschende in diesem Feld ohnmächtig zurücklässt, besteht darin, dass wir, wenn auch sehr subtil und indirekt, in Bau- und Sanierungsprojekte institutioneller Eigentümerschaften und dadurch produzierte Verdrängungen selbst verstrickt sind. Als Arbeitnehmer*innen haben wir in der Schweiz eine Pensionskassenpflicht: Für alle volljährigen angestellten Beschäftigten, deren jährliches Einkommen mehr als 21.510 Schweizer Franken beträgt (gültig seit dem Jahr 2021) (BSV 2022), existiert eine obligatorische Altersvorsorge. Damit sind rund 80 Prozent der steuerpflichtigen Personen (BFS 2022; EFD 2021) indirekt in diese Praktiken der Pensionskassen respektive in Verdrängungsprozesse involviert.

Ein weiteres Beispiel, das uns die eigene (Ohn-)Mächtigkeit innerhalb des Untersuchungsfeldes vor Augen führt und im Forschungsprozess bereits zur Explikation der eigenen Positionalität herausforderte, stellt die Reflexion von Abhängigkeits- und Machtverhältnissen im Zugang zum Feld dar. Um an Planmaterial und weitere interne Informationen zum Bau- und Sanierungsprojekt zu kommen, wählten wir in zwei von drei Fallstudien den formalen Weg über die Eigentümerschaft. Dieser bewährte sich einerseits hinsichtlich der Fülle an relevanten Informationen, die für eine kontextualisierende Analyse der subjektiven Perspektiven der Mieter*innen zentral und hilfreich waren. Andererseits schränkte diese strategische Allianz mit der Eigentümerschaft, besonders dem Finanzdienstleister

aus der Siedlung *Wiesentalweg*, den freien Zugang in der Datengenerierung ein; dies deshalb, weil Schritte im Kontakt mit den Mieter*innen aus den Siedlungen mit den Eigentümerschaften abgesprochen werden mussten. Sich über die Vorgabe der Eigentümerschaft, besonders im *Wiesentalweg*, im Erhebungsprozess hinwegzusetzen, stellte sich aufgrund der strategischen Allianz sowie des darin zum Ausdruck kommenden Machtverhältnisses (zugunsten der Eigentümerschaften) und der damit verbundenen Sorge, dass der Forschungszugang verweigert werden könnte, als äußerst ambivalent heraus.

Eine Reflexion zum Feldzugang sowie der Rolle und Positionalität von uns als Forscher*innen mit unserem spezifischen Forschungsinteresse expliziert insofern bereits erste Erkenntnisse über den Kontext der zu untersuchenden Fragestellung, was die wirkenden Machtverhältnisse betrifft. Was Ott (2012) in ihrer machtanalytischen Ethnografie beschreibt, passt auch für unseren Forschungskontext: »Davon ausgehend, dass Forschung selbst in gesellschaftliche Machtverhältnisse involviert ist, wird analysiert, wie Forschende in die sozialen Konstellationen des Feldes sowie die darin hervorgebrachten Konflikte verstrickt werden (können)« (ebd.: 165). Dabei geht es um die Frage, wie die Forscher*innen im Feld adressiert werden, wie mit ihnen umgegangen wird und welche Schlussfolgerungen diesbezüglich über das untersuchte Forschungsfeld gezogen werden können (ebd.). Damit geht dann auch unsere Sorge während des Forschens einher, dass die im Projekt gewonnenen Erkenntnisse von den Eigentümerschaften verkürzt und im Sinne von »Forschung als Werbung« (ebd.: 177) oder auch um die Abläufe des sogenannten »Entmietungsmanagements« nach außen in einer gewissen Semantik darstellen zu können, gewissermaßen missbraucht werden könnten. Denn sowohl im Gespräch mit Vertreter*innen der Eigentümerschaften als auch mit Blick auf zentrale Dokumente zeigt sich, dass gewisse Schlagworte wie »sozial verträglich« oder auch die Definition von Personen als »Härtefälle« entsprechend der jeweiligen Positionalität – zum einen der Eigentümerschaft, zum anderen der Forscher*innen – anders belegt sind.

Neben diesen unterschiedlichen Interessen und Perspektiven von uns als Forscher*innen und der Eigentümerschaften waren wir im Feldzugang zudem auch in die dort bestehenden Machtverhältnisse involviert und mit der Frage konfrontiert, wie wir uns innerhalb dieses Kräfteverhältnisses positionieren, bei dem die Eigentümerschaften, Bauentwickler*innen und teilweise auch die Verwaltungen in einer »strukturellen Opposition« (Ott 2012: 177) zu den Mieter*innen stehen. Das forderte uns heraus, »die Balance zwischen einer Positionierung eher auf der einen Seite und einer damit verbundenen Abgrenzung von der anderen Seite – die womöglich den Feldzugang gefährden könnte – sowie einer eigenen Position zu finden« (ebd.).

Sobald der Feldzugang bestand und die strategische Allianz mit den Eigentümerschaften ihren Nutzen (samt den beschriebenen Nachteilen) erwies, prägte eine *parteiliche Positionalität* mit den Mieter*innen den Forschungsprozess, mit der

eine den Interviewten gegenüber verbalisierte Abgrenzung von den Eigentümerschaften und den Verwaltungen einherging. Zu einer solchen expliziten Positionierung wurden wir im Forschungsprozess immer wieder direkt in Gesprächen mit den Mieter*innen gebracht, wenn es ihnen darum ging, genau zu erfahren, in welcher Rolle und mit welchem Ziel wir das Projekt durchführen. Zudem machten wir in diesem Zusammenhang deutlich, dass wir nicht von den Eigentümerschaften beauftragt sind, die Fragestellung zu erforschen. Eine solche Aushandlung unserer Rolle mit den Mieter*innen vollzog sich nicht nur im Prozess der Suche nach Interviewpartner*innen, sondern teilweise auch in den Interviews selbst. So erforderte die soziale Situation des Interviews, also die Interviewinteraktion selbst, eine klare Positionierung unsererseits, was denn auch dazu führte, »dass die persönliche und politische Kritik am Feld plötzlich *im* Feld« (Ott 2012: 178 Herv. i. Orig.) verhandelt wurde.

Die Rekonstruktion der Perspektiven der Mieter*innen auf ihre erlebte Kündigung und die darin manifestierten Machtverhältnisse ist insofern selbst in diese »Machtverhältnisse eingeschrieben« und ist Ausdruck dessen, dass und wie »Forschung selbst mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen relationiert ist« (ebd.).

Zu berücksichtigen ist ferner: Als Forscher*innen kommt uns eine mächtige Rolle in der Wissens(re)produktion und Dissemination zu. Das ist den Interviewten teilweise sehr bewusst und sie erhoffen sich, dass die Forschungsergebnisse auch zu einer öffentlichen politischen und kritischen Diskussion führen. Die von den Interviewten geäußerten Hoffnungen, dass das Forschungsprojekt – wenn schon nicht bei ihnen selbst, dann doch wenigstens in Zukunft – zur Problematisierung und im Idealfall auch Veränderung solcher »Entmietungsprozesse« führt, erzeugt wiederum bei den Forscher*innen einen gewissen (Handlungs-)Druck.

Wenn derartige Forschungsprojekte nicht nur zu einem erweiterten wissenschaftlichen Diskurs beitragen sollen, so ist es zentral, zu einer öffentlichen (medialen) Diskussion und Problematisierung derartiger Verdrängungsprozesse beizutragen. Letzteres erfordert dann, die Erkenntnisse auch außerhalb der Wissenschaft zu verbreiten. Ein erster Vorstoß einer solchen Dissemination der wissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Studie nahmen wir in Form von dokumentierten Diskussionsrunden mit Akteur*innen aus der Praxis vor (siehe Kapitel 10). Denn der im Projekt gewählte Fokus auf die Perspektive der Verdrängten und die Intention, die Diskussion der baulichen Verdichtung (in der Schweiz) um die *soziale Seite* zu ergänzen, stellt durchaus eine politische Positionierung dar – die es gut zu nutzen gilt.

Solche Erkenntnisse zu Verdrängung als Teil von Gentrifizierung können als Anknüpfungspunkte für weitere Thematisierungen und Problematisierungen dienen, seien das politische Aktionen sozialer Bewegungen, medial öffentlich geäußerte Kritik und Sensibilisierung oder auch politische Initiativen, um nur ei-

nige Beispiele zu nennen. Allianzen und Kooperationen mit den entsprechenden Akteur*innen sind strategisch gut zu bespielen.

Zudem stellen sich folgende sensibilisierende Fragen: Was ist zu berücksichtigen, damit die generierten Erkenntnisse nicht Teil von stabilisierenden Strukturen werden beziehungsweise die Ergebnisse nicht von den Eigentümerschaften oder Verwaltungen instrumentalisiert werden, um ihr ›Entmietungsmanagement‹ zu optimieren, sondern neben wissenschaftlicher Erkenntnis auch politisch-praktische Resultate zugunsten der (potenziell) von Verdrängung betroffenen Menschen erzielt werden? Wie könnte Forschung in diesem Feld die Kollektivierung im Prozess und Gegenwehr der Mieter*innen unterstützen? Erkenntnisse aus Forschungen zu sozialen Bewegungen, speziell in Zusammenhang mit Mieter*innenprotesten, könnten hier aufschlussreich sein (Scheer 2016b; Vollmer 2019b; Gestring et al. 2014).

(4) Reflexivität der Emotionen und parteiliche Positionalität

Während das Medium des Interviews in anderen Forschungskontexten bisher zu meist keine stärkere Irritation für uns Forscher*innen bedeutete, fühlte sich in diesem Projekt bereits die Interview-Interaktion teilweise unbehaglich an. Eine Reflexion über mögliche Gründe hierfür verdeutlicht: Zum einen liegt dies – wie auch aus anderen wohnforscherischen Projekten bekannt ist – in der Tatsache begründet, dass mit dem Übertritt über die Türschwelle in einen Innenraum, der kulturgeschichtlich-gesellschaftlich bei uns als privat konnotiert ist, ein Unbehagen einhergehen kann. Zum anderen liegt es aber besonders am erforschten Gegenstand selbst und an der zwar unausgesprochenen, aber je situativ implizit zu verhandelnden Frage, wann im Interview die Kündigungserfahrung und das Erleben der Menschen aufgegriffen werden; wohl wissend, dass es sich dabei um ein kritisches Thema und eine Vulnerabilitätssituation handelt.

Darüber hinaus kam es in der sozialen Situation (Deppermann 2013; Strübing 2010) des Interviews (für ein solches Verständnis u.a. Bareis/Cremer-Schäfer 2013) immer wieder dazu, dass die Emotionen der Interviewten auch auf das Befinden der Interviewer*innen abfärbten beziehungsweise diese empathisch auf das Befinden der Interviewten reagierten. Fragen der Empathie, aber auch der Distanz und die damit deutlich werdenden Positionalitäten der Forscher*innen stellten sich aus folgendem Grund: Die von den Betroffenen im Interview zum Ausdruck gebrachte Wut auf die Eigentümerschaften und die Erfahrungen mit den Eigentümerschaften und den Verwaltungen lösten bei uns Forscher*innen aus, dass wir reagieren und Partei ergreifen wollten. Letzteres deshalb, weil auch wir das berichtete Verhalten der Eigentümerschaften und Verwaltungen als illegitim empfanden. Mit dieser hier explizierten Positionalität galt es im Forschungsprozess jedoch wiederum bewusst umzugehen. Vor diesem Hintergrund war es für uns

wichtig, authentisch zu interviewen und wiederum die eigene Position und Meinung möglichst wenig einzubringen. Dieses Verhältnis musste ausgelotet werden, um den Interviewverlauf möglichst wenig zu steuern. Eine bewusste *Reflexivität der Emotionen* (Irwin 2007: 10; Rosenthal 2014: 116; Woodthorpe 2007: 7; Becker et al. 2013: 23) war insoweit gegeben, als während des Forschungsprozesses – im Wissen um die *katalysierende Funktion* von Emotionen in diesem Prozess – die eigenen Emotionen als »erkenntnisleitende Elemente« (Müller 2013: 190) ernst genommen wurden. Eine Reflexivität der Emotionen hilft nämlich, die Positionalität der Forscher*innen im Analyseprozess zu explizieren (Meuth 2018: 93–94). Sie ist nicht zu verwechseln mit einer subjektiven Redseligkeit oder der »Frage, was die emotionalen Regungen mit der ForscherIn zu tun haben. Vielmehr geht es darum, wie auf diese Weise die in der Forschung fokussierte Situation, das Phänomen oder der Fall, besser zu verstehen ist« (ebd.: 93) (siehe auch Rosenthal 2014: 117).

Besonders im europäischen Wissenschaftskontext ist eine solche Vorgehensweise allerdings nicht üblich (Hegner 2013), sondern eher mit der Angst verbunden, als unwissenschaftlich herabgesetzt zu werden. Wenn, dann finden sich solche Zugänge eher in qualitativen und hier wiederum vor allem in ethnografischen Forschungszusammenhängen (Monchamp 2007; Mörgen 2020; Woodthorpe 2007). Im Projekt führte ein »reflektierender Bezug auf Emotionen im Forschungsprozess« (Meuth 2018: 94) dazu, die Reflexivität zu erhöhen und dabei die eigenen Positionalitäten zu explizieren.

Fazit: Aufgrund des politischen Gehaltes des untersuchten Gegenstandes (qualitativer) Verdrängungsforschung, aber auch der dargelegten Emotionalität im Forschungsprozess erscheint es uns außerordentlich wichtig, »intersubjektive Nachvollziehbarkeit« oder auch eine »reflektierte Subjektivität« (Steinke 2008) als Gütekriterien qualitativer Sozialforschung ernst zu nehmen. Damit hängt zusammen, sensibel und reflektiert mit Fragen der Positionalität umzugehen, was für uns einen wichtigen Baustein einer Verdrängungsforschung vom Standpunkt der Subjekte aus darstellt.